

Vorwort der Herausgeberin Bettina Schulte

Wenn man sich vorstellt, dass das Frauenwahlrecht in Deutschland nicht viel älter als 100 Jahre ist; wenn man sich vorstellt, dass Frauen in Deutschland bis 1977 noch die Erlaubnis ihres Mannes brauchten, wenn sie einer beruflichen Tätigkeit nachgehen wollten; wenn man sich vorstellt, dass in den USA das Recht auf Abtreibung in den vergangenen Jahren wieder rückgängig gemacht wurde; wenn man sich vorstellt, dass Frauen auf der ganzen Welt immer noch häuslicher Gewalt ausgesetzt sind und selbst in einem demokratischen Staat wie Deutschland immer noch statistisch alle drei Tage eine Frau von ihrem Partner ermordet wird; wenn man sich vor Augen führt, dass Frauen nach wie vor nur sehr zögerlich in die Chefetagen vordringen; wenn man sich vorstellt, dass im Internet misogynen Plattformen immensen Erfolg verzeichnen: Dann wird klar, dass wir von einer echten Gleichberechtigung noch sehr weit entfernt sind. Mit dem Titel *Heute ist ein guter Tag, das Patriarchat abzuschaffen*, einer Sammlung von Texten jüngerer Feministinnen, wird zum Aktivismus aufgerufen. Denn wir stellen fest: Es ist keineswegs vorbei mit dem Patriarchat, obwohl die europäisch-ameri-

kanischen Frauenbewegungen der ersten, der zweiten und der dritten Welle etliche Erfolge verbuchen können.

Auch wenn die Generation der 30- bis 40-Jährigen, deren publizistisch erfolgreichen Vertreterinnen hier das Wort gehört, weit aus bessere Chancen auf ein finanziell unabhängiges, selbstbestimmtes und selbstdefiniertes Leben hat als die Generationen vor ihr, auch wenn das Modell Nur-Hausfrau-und-Mutter weitgehend ausgedient hat, findet nach wie vor täglich und in alltäglichsten Situationen Diskriminierung statt.

Die Feministinnen der dritten Generation haben, aufbauend auf den Kämpfen und Erfolgen ihrer Vorgängerinnen, viel erreicht – einerseits. Sie haben gelernt, Netzwerke zu knüpfen, sie erfahren weibliche Solidarität und Kooperation. Andererseits stellen sich ihnen immer noch Hindernisse in den Weg. Diese Hindernisse sind vielfältig und vielgestaltig. Dieser Band breitet ihr Spektrum aus. Er zeichnet ein möglichst diverses Bild von Feminismus heute. Entsprechend unterschiedlich sind die Positionen der Autorinnen. Aber eines ist ihnen gemein: Sie schildern rein subjektiv, aus der jeweiligen Erfahrung und Betroffenheit, was ihnen Feminismus bedeutet, in welchem Umfeld sie ihn leben, an welche Grenzen sie stoßen, in welchen Konfliktfeldern sie sich bewegen. Diese Texte sind keine Pamphlete, keine Kampfschriften, keine theoretischen Abhandlungen, keine Absichtserklärungen, keine soziologischen oder historischen Analysen. Davon gibt es genug. Die hier versammelten Autorinnen geben ihre Gedanken und Gefühle preis, ihre Texte erheben nicht den Anspruch auf Allgemeingültigkeit. Doch gerade, indem sie Einblick geben in individuelle Befindlichkeiten, können wir uns darin wiederfinden.

Die #Metoo-Expertin Henriette Hell etwa schildert, wie sehr ihre gewünschte und gewollte Schwangerschaft ihr bisheriges Leben durcheinanderbringt. Ihr mit großer Verve geschriebener Text ist auch ein

Aufruf an einen Staat, der werdende Mütter nicht ausreichend unterstützt. Die österreichische Autorin Mareike Fallwickl, deren dritter Roman *Die Wut, die bleibt* bei den Salzburger Festspielen 2023 für die Bühne adaptiert wurde, ist Mutter eines heranwachsenden Sohns. In ihrem sehr persönlichen Beitrag setzt sie sich mit der Frage auseinander, wie sie als Feministin ihr Kind erziehen soll und kann. Mit Trauer stellt sie fest, dass ihr Wunsch, den Sohn nicht auf eine überkommene Geschlechtsidentität festzulegen, ihm die Freiheit zu geben, auch die weiblich zu lesenden Anteile seiner Persönlichkeit auszuprobieren, vor den gesellschaftlichen Normen kapitulieren muss. Männer dürfen nicht zärtlich, zugewandt und liebevoll sein. Männer müssen hart, müssen Helden sein. Auch die Männer sind Opfer des Patriarchats. »Durch die patriarchale Sozialisierung bringen wir die Männer um«, spitzt Fallwickl zu.

Was es heißt, unter gesellschaftlichen Gender-Zuschreibungen aufzuwachsen, erzählt die Autorin, Kolumnistin und Gleichstellungsbeauftragte Theresa Hannig im Rückblick auf ihre Kindheit und Jugend. Sie wuchs vonseiten ihrer berufstätigen Mutter in einem emanzipierten Umfeld auf, das zugleich aber, wie in akademischen Kreisen üblich, sehr leistungs- und konkurrenzorientiert war. Hannig musste immer die Beste sein: Als Frau verinnerlichte sie männliche Verhaltensweisen in Kombination mit einem weiblichen Schlankheitsdiktat, ohne diese infrage zu stellen. Der leistungsorientierte Feminismus, so ihr Fazit heute, macht einsam. Die Zukunft kann nur im kooperativen Feminismus liegen.

Theresa Brückner arbeitet in einem Beruf, der jahrtausendlang in der Hand von Männern war – und, was die katholische Kirche angeht, es bis heute ist. Geht das: Feministin und Christin zu sein? Diese Frage stellt die evangelische Pfarrerin mit großer Ernsthaftigkeit. Konkreter formuliert: Kann man als Frau in einer Institution arbeiten, die über viele Jahrhunderte Frauen diskriminiert hat? Die Ant-

wort lautet: Ja, unter der Voraussetzung von Brückners intersektionalem Verständnis von Feminismus. Ihr Kampf für die Gleichberechtigung meint nicht nur die Gleichheit der Geschlechter, sondern auch Kampf gegen Sexismus, Rassismus, Klassismus, Homophobie, Transphobie, Interphobie und Ableismus. Wer Feminismus so weit fasst, kann sich dann auch auf die christliche Botschaft berufen, dass alle Menschen gleich sind vor Gott. Misogyne Aussagen wie die des Paulus im Korintherbrief, das Weib möge schweigen in der Gemeinde, stehen für Brückner nicht im Fokus – zumal sie zu bedenken gibt, dass man für die Bewertung solcher Sätze auch ihren historischen Kontext hinzuziehen muss. Gerade vor dem Hintergrund, dass die Kirchen sich in feministischer Hinsicht schuldig gemacht haben, will Theresa Brückner in ihrer Position Mut machen und empowern.

Als Muslimin hat Amani Abuzahra einen ungleich schwereren Stand. In ihrem Beitrag berichtet die in Wien lebende Autorin (*Mehr Kopf als Tuch, Ein Ort namens Wut*) über die Diskriminierungen und Vorurteile, denen sie als Kopftuch tragende Frau täglich ausgesetzt ist. Feministin und gläubige Anhängerin des Islam zu sein: Für gewisse – sich lautstark vernehmbar machende – Vertreterinnen westlich aufgeklärter Gesellschaften geht das nicht zusammen. Man muss dabei nicht auf Alice Schwarzers medialen Kreuzzug gegen die patriarchalen Strukturen im Islam zurückgreifen. Abuzahra berichtet über Alltagserfahrungen im Taxi, auf Konferenzen, bei Lesungen. Kopftuch gleich Unterdrückung: Mit dieser Formel wird ihre ganz andere Erfahrung, in einem feministischen, emanzipierten Elternhaus aufgewachsen zu sein, schlicht durchgestrichen. Der Islam, das kann man aus ihrem Text lernen, hat mindestens ebenso viele Spielarten wie das Christentum. Und ja, es ist möglich, Feministin und Muslimin zu sein. Nicht nur die Frauen im Iran stellen es mit ihrem Kampf gegen die autoritären Dogmatiker ihrer Religion Tag für Tag unter Beweis.